

Die Kultur von unten kämpft nach wie vor ums Überleben

In Hessen gibt es inzwischen 28 soziokulturelle Zentren / Die Macher wünschen sich mehr finanzielle Sicherheit.

Sie heißen "Schlachthof", "Schweinehalle" oder "Brotfabrik" und beherbergen soziokulturelle Zentren. Ihre oft ehrenamtlichen Mitarbeiter stellen seit Jahrzehnten Kulturprogramme auf die Beine, organisieren soziale Projekte und kümmern sich inzwischen auch um die Integration von Migranten. Die Gesellschaft nimmt diese Leistungen gerne in Anspruch, doch wirklich honoriert werden sie noch nicht.

GIESSEN/KASSEL/FRANKFURT A.M. Die Kultur liegt etwas versteckt zwischen den großen, imposanten Glasfassaden der Autohäuser, hinter denen die Händler stadtauswärts Richtung Lich an der Gießener Automeile ihre Neuwagen feilbieten. Einzig zwei alte Bunker sind dort von der ehemaligen Kasernenanlage - von den Nazis erbaut und nach dem 2. Weltkrieg bis 1992 von der US-Army belegt - übrig geblieben. In einem ist vor neun Jahren der Gießener Musik- und Kunstverein gegründet worden. Dass das soziokulturelle Zentrum mit Konzerten, Kunstausstellungen, einer regen Theatergruppe und Künstlerproberäumen überhaupt noch existiert, "ist das Ergebnis eines fast täglichen Überlebenskampfes", sagt Gründungsmitglied Peter Schomber.

Den Autohändlern, die das Kasernengelände gekauft haben, war die benachbarte Künstlerspielstätte anfangs ein Dorn im Auge. Der umfunktionierte Bunker, in dem Schomber seine Karriere als Komiker begann, sollte geschleift werden. Spät, aber nicht zu spät, stellte sich die Stadt auf die Seite der Kulturschaffenden. Am runden Tisch konnte ein Mietvertrag bis 2008 ausgehandelt werden. "Inzwischen ist das Verhältnis entspannt", sagt Schomber. Dazu beigetragen hat eine Kleinkunstreihe, die der Verein vergangenen Herbst in den Autohäusern organisiert hat.

Den Vätern und Müttern der Soziokultur ging es in den 70er Jahren – im Abspann der 68er-Studentenbewegung - um einen Gegenentwurf zu dem, was sich in etablierten Theatern oder Konzertsälen abspielte. Jeder, der sich zum Singen, Musizieren, Tanzen oder Theaterspielen berufen fühlte, sollte eine Bühne bekommen. Das ist heute in den inzwischen 28 hessischen Zentren immer noch so.

Wenn immer mal wieder auch Stars aus dem Showgeschäft kommen, kehrt so mancher an seine Wurzeln zurück: So begann die Karriere des Comedy-Duos Badesalz in einem der Zentren, in denen es heute neben viel Platz für Kultur auch Räume für politische Gruppen oder soziale Projekte gibt. Im Kasseler Kulturzentrum Schlachthof wurden für das "Büro für interkulturelle Vermittlung und Mediation" 24 Frauen aus 15 Ländern - zum Beispiel in Sachen Kommunikation, Konfliktlehre oder Ethik - ausgebildet, so dass sie zwischen Migranten und Behörden, Ärzten oder Nachbarn vermitteln können. Integration ist vielerorts eine neue Aufgabe der Zentren geworden.

Daneben findet allmählich ein Generationswechsel unter denen statt, die sich dort engagieren. Der Geschäftsführer der Landesarbeitsgemeinschaft Soziokultureller Zentren (LAKS), Bernd Hesse, ist mit seinen 34 Jahren das beste Beispiel dafür. Während von den Gründern der "böse Kapitalismus" argwöhnisch beäugt wurde, stellt die zweite Generation öfter auch mal betriebswirtschaftliche Überlegungen an. Geblieben ist jedoch der Anspruch von einst: "Freiräume für kulturelle Vielfalt von unten zu schaffen, ohne dass wir im Voraus wissen, was sich daraus entwickelt" (Hesse).

Freilich gibt es Soziokultur nicht nur in Städten, sondern auch auf dem Lande: Heuer feiert die "Kulturscheune Lange Wiese" in Haunetal-Wehrda (Kreis Hersfeld-Rotenburg) ihr 20-Jahre-Jubiläum. In der umgebauten Scheune gibt es einmal im Jahr ein Kindertheaterfestival, außerdem Aufführungen für Erwachsene, Kurse für Kinder, Lesungen, Konzerte. Inzwischen existieren auch ein Dorfladen, ein Bistro und eine Ferienwohnung. Die Mitarbeiter packen alle ehrenamtlich an - ein Grund, weshalb sich der Trägerverein bisher finanziell über Wasser halten konnte.

Doch Vorsitzender Jürgen Klähn würde sich an Stelle der alljährlichen Projekt-Förderung durch Kommune und Land mehr Planungssicherheit wünschen. So fordert die Landesarbeitsgemeinschaft dann auch eine Zielvereinbarung, in der für etwa drei bis fünf Jahre ein Budget festgeschrieben wird.

Noch weiter geht die vom hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst eingesetzte Unabhängige Kulturkommission unter der Leitung des ehemaligen Frankfurter Kulturdezernenten Hilmar Hoffmann: Sie fordert, dass die Fördersummen "unbedingt gesteigert werden müssen". Der Grund: die "besondere Bedeutung der Freien Kulturszene für die ästhetische Bildung der Jugend und den interkulturellen Austausch". Daneben wird auf den Gesamtumsatz von fünf Millionen Euro und die eine Million Besucher im Jahre 2001 verwiesen. Diesem positiven Ergebnis stellt die Kommission die vergleichsweise geringen Zuschüsse des Landes (433 000 Euro) und die der Kommunen (950 000 Euro) gegenüber. Mehr Geld wird vor allem benötigt, um die Arbeit in den Zentren auf sichere Beine zu stellen. Da ist immer mal von "Selbstaussbeutung" die Rede. Denn auf einen fest angestellten Mitarbeiter kommen zwölf ehrenamtliche.

Etwa die Hälfte (46 Prozent) ihrer Etats erwirtschaften sie aus eigener Kraft, 26 Prozent kommen von den Kommunen, der Bund gibt 14 Prozent, nur zehn Prozent zahlt das Land, der Rest ist Sponsoring. Dass eine Finanzierungszusage von der Stadt längst nicht bedeutet, auch Geld zu bekommen, hat Peter Schneckmann, Programmplaner der Frankfurter Brotfabrik, schmerzlich erfahren. "Erst beschließt die Stadtverordnetenversammlung eine deutliche Erhöhung der Förderung. Im November schreibt der Kulturdezernent dann, ‚Sorry, tut uns leid‘." Statt 170 000 Euro sollten es nur noch 125 000 Euro sein. Die Macher der Brotfabrik haben den Kampf um den Restbetrag aber noch nicht aufgegeben.

"Wir merken, dass die Anerkennung für unser Programm deutlich wächst", so Schneckmann, "die Besucherzahlen liegen momentan 15 Prozent über unseren Erwartungen." Gerade hat die Brotfabrik mit ihrem ambitionierten Jazz- und Weltmusik-Programm Kooperationen von Spielstätten in Nürnberg, Berlin und Paris angeboten bekommen. Und schließlich hat sie die Organisation des Irish-Spring-Festivals im März übernommen, das im letzten Jahr noch in der Alten Oper stattgefunden hat. "Unser unaufwendiger, flexibler Apparat ist viel kostengünstiger" - für Schneckmann ein Beispiel dafür, dass in einer Zeit knapper Gelder soziokulturelle Zentren "vielleicht die einzigen sind, die solche interkulturellen Angebote noch aufrecht erhalten können".